



Jessica Guaia

WIE ICH IN EINER
SCHWÄBISCHEN TRATTORIA
AUFWUCHS UND TROTZDEM
ÜBERLEBTE

Ein Familienroman



PENGUIN VERLAG

Der Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text enthaltene externe Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung eingesehen werden konnten. Auf spätere Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss.
Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.



Verlagsgruppe Random House FSC® Noo1967



PENGUIN VERLAG

PENGUIN und das Penguin Logo sind Markenzeichen von Penguin Books Limited und werden hier unter Lizenz benutzt.

1. Auflage 2017

Copyright © 2017 Penguin Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur Michael Gaeb

Umschlaggestaltung: Cornelia Niere, München
Umschlagmotiv: © Kinderbild der Autorin/privat
Satz: Greiner & Reichel, Köln

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany

ISBN 978-3-328-10046-1

www.penguin-verlag.de



Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.

Meiner Familie

ANMERKUNG DER AUTORIN

Jessica, die Hauptfigur aus dem Roman, und ich, die Autorin, teilen uns denselben Vornamen. Das ist wahr. Beide sind wir in Schwäbisch Gmünd geboren und in einer Gaststätte aufgewachsen. Das ist auch wahr. Wahr ist aber auch, dass nichts wahr ist. Einige Personen könnten sich wiedererkennen, so wie ich mich in Wonder Woman und Winnie Puuh erkannt habe. Es könnte uns so oder so ähnlich geben – oder eben auch nicht. Eckpunkte wurden ausfantasiert, Namen verändert, Biografien miteinander verwoben oder ergänzt, Figuren und Begebenheiten erfunden.

»Sind wir auch in deinem Buch?«, fragen mich meine Eltern. »Ja«, sage ich. »In echt?«, fragen sie. »Nein«, sage ich. »Ja, was denn jetzt?« »In echt seid ihr echt. Im Buch nicht«, antworte ich. »Gut so, was sollen die Leute denken«, sagt Vater, als ob ihn das kümmern würde, und Mutter sagt: »Schade eigentlich, ich finde mich cool als Tiziana.« »Äh, nein«, antworten Vater und ich gleichzeitig. Dann lachen wir alle. In echt.

DRAMATIS PERSONAE

RENZO SPADA, Koch und Inhaber des Columbia und des Krugs, manisch

TIZIANA SPADA, geb. Della Mente, verheiratet mit Renzo, Wirtin, kompetent

JESSICA SPADA, genannt Jessy, Tochter von Tiziana und Renzo, schräg

NONNA, Mutter von Renzo Spada und Großmutter von Jessy, anstrengend

MATTEO LO BELLO, Pizzabäcker und Frauenheld, Schwarm von Jessica, naiv

SABINE FLECK, Stammgast, Hausnarr und Freundin der Familie, unbeschreiblich

TONI TEDESCO, Kellner und ehemaliger Weinhändler, verklemmt

JOHN LOVE, geb. Young, Gast und amerikanischer Soldat, idealistisch

RUDI KNIPPEL, Alkoholiker mit Hausverbot, aggressiv

PASQUALE, Pizza-Ofen, teuer

Huren, Bettler, Diebe

PROLOG

Warum ich mehr Mehl als Mensch bin

Beginnen wir bei meiner Geburt. Oder fünf Minuten vorher. 25. Juli 1987, es ist Samstagabend. In der Trattoria Zum Krug sind alle Plätze belegt. Einundneunzig Sitzplätze und zweiundzwanzig Tische. Die Gäste rufen nach Weizen und Calzone. In einer Ecke sitzen amerikanische Soldaten und in der anderen die schwäbischen Gäste. Mutter ist im siebten Monat schwanger, trägt aber trotzdem noch ihren engen schwarzen Bleistiftrock. Nur hinten lässt sie den Reißverschluss offen. Sie schenkt die Biere ein, und Toni, unser Angestellter, trägt sie an den Tisch. Nicht Mutter. Das Bier.

Mutter geht zu Vater in die Küche. Denn aus der Zapfanlage kommt nur noch Schaum. Sie beklagt sich, dass der Boden nass sei. Und dann um 20 Uhr 50, die Zeit, in der die besten Spielfilme im italienischen Fernsehen ausgestrahlt werden, flutsche ich aus Mutter raus. So erzählt sie es jedenfalls: »Du bist einfach aus mir rausgeflutscht.« Wie Wasser aus dem Krug. Die Fruchtblase war geplatzt, und sie dachte, das wäre Bier auf dem Boden. Die Hebamme hatte nicht einmal Zeit zu kommen. Eine Wehe, und da liege ich schon auf der weinroten Tischdecke. Vater hat sie schnell unter Mutter ausgebreitet. Mutig wie ein Matador. Ängstlich wird er erst, als er mich sieht. Mich mit meinem einen Kilogramm.

»Wie ein Päckchen Mehl«, sagt Vater, und: »Der Braten ist noch nicht fertig.« Mutter ist gereizt, fragt, was sie jetzt machen solle.

»Zurückschieben, oder was?«, sagt sie.

Noch ganz weiß bin ich. Wie Mehl. Später aber kommt die olivfarbene Haut. Und später habe ich es auch nicht mehr eilig. Ich bin ein ruhiges Kind. Ich sitze gerne. An unserem Stammtisch. Trotzdem lache ich. Laut. Wie Mutter. Das Schreien überlasse ich Vater.

AKT 1

I

Über die Entstehung einer Liebe,
einer Stadt, eines Restaurants und wie die Raketen
in die schwäbischen Vorgärten kamen

Geboren wurde ich also in einem Gasthaus. In Schwäbisch Gmünd, einer Stadt im Osten Baden-Württembergs. Auch im Osten: die Landeshauptstadt Stuttgart. Sie ist fünfzig Kilometer weit weg. Schwäbisch Gmünd ist sowohl einwohner- als auch flächenmäßig die größte Stadt im Remstal. Sie erstreckt sich über eine Fläche von 113,78 Quadratmetern. Am 27. Mai 1987 lebten 56 754 Menschen in Gmünd. Das ist den Gmündern wahrscheinlich nicht bewusst. Denn sie benehmen sich, als wohnten sie in einem Dorf. Sie kennen sich untereinander und sprechen miteinander und übereinander. Es gibt Schützenfeste und Knabenchöre, Jahrgangsfeste mit Rosen und Zylindern, und die Zeitungen schreiben über Auftritte von Kindergärten. Der Mittelpunkt Schwäbisch Gmünds ist der Marktplatz. Mein Mittelpunkt ist einige Meter vom Marktplatz entfernt. Links vom rosa Rathaus kommt man in eine kleine Gasse, die erst eine Linksbiegung und dann eine Rechtsbiegung macht. Die Ochsenbacher Gasse. Sie heißt so, weil die Ochsen, bevor sie verkauft wurden, schön aussehen mussten. Deshalb wuschen die Bauern sie im Bach und machten ihnen Zöpfchen. Mutter meint, der Name komme von einem Geschlecht, das im Mittelalter in Gmünd residierte. Die Herren von Ochsenbach. Jedenfalls wäscht heute hier niemand mehr Ochsen. Auch kein Geld. Nur noch Teller. In der Ochsenbacher Gasse steht die Trattoria Zum Krug.

Es ist ein Fachwerkhaus aus dem achtzehnten Jahrhundert. Es sieht aus wie jedes andere deutsche Gasthaus. Wie Zum Lamm. Oder Zur Krone. Nur riecht es nicht wie jedes andere deutsche Gasthaus. Es riecht ein wenig scharf: nach Basilikum. Und ein wenig sauer: nach Zitrone. Auch ein wenig süß: nach Pfirsich. Und eklig: nach Zigaretten. Und der Koch, Renzo Spada, mein Vater, spricht auch nicht wie jeder andere deutsche Koch. Er sagt zum Hubschrauber Flugschraube und zu mir Papa. Ich bin Papa, und er ist mein Papa. Die Haare von meinem Papa sind ein Helm. Kein Härchen steht ab. Wie in Stein gemeißelt sehen seine schwarzen Locken aus. Er hält sich auch für einen David. Nur das Bäumlein passt nicht.

Mutter dagegen, die Wirtin Tiziana Spada, denkt nicht, dass sie die Venus sei. Obwohl sie ihr ähnlicher sieht als Vater dem David. Sie steht mit beiden Stöckelschuhen fest auf dem Boden. Der Gastraum wäre fremd ohne ihre Schritte auf den Fliesen. Die sind so rhythmisch. Schnell, aber nie gehetzt. Mutter lacht viel. Ich weiß nicht, warum, denn sie versteht keine Witze. Und sie ist auch nicht wie jede andere deutsche Wirtin. Was daran liegt, dass sie Italienerin ist.

Ich bin also auch Italienerin. Das steht in meinem Pass. Cittadinanza: Italiana. Nome: Jessica. Cognome: Spada. Dort hätte allerdings auch gar nichts stehen können, wenn Vater nicht mit sechzehn Jahren alleine nach Deutschland gekommen wäre, um sich ein Mofa zu kaufen. Vielleicht sollten wir also besser vor meiner Geburt mit der Geschichte beginnen.

In Italien erzählte man sich, dass die Gastarbeiter in Deutschland alle ein Mofa bekämen. Auch Vater kennt das Foto des Zimmermanns mit breitkrempigem Hut, Dreitagebart und seinem Mofa. Vater will es gar nicht geschenkt bekommen, er will es sich leisten können. Mutter sagt, dass das nicht der wahre Grund war. Ein Mofa, wie lächerlich. Sie

meint, Vater hatte Hunger. Ich kann mir das gut vorstellen. Vater hat immer Hunger.

Als Vater also in Deutschland ist, merkt er, dass das nichts wird mit dem Gastarbeiter-Sein. Denn die Deutschen wollen nur Fachkräfte. Vater hat aber die neunte Klasse ohne Abschluss verlassen. So kommt er nicht weiter als zu den selbstständigen Italienern. Sie geben ihm Aushilfsjobs als Lackierer, Automechaniker, Pizzabäcker. Mit dreiundzwanzig Jahren kann er sich immer noch kein Mofa leisten. Eines Tages sitzt er auf dem Sofa in seinem Wohnzimmer, schaut sich um und denkt, so erzählt er: »Wenn man hier ... Nein, dumme Idee, aber wenn man hier eine Wand einschlägt, könnte eine Küche – und hier ... Kein Geld für Stühle. Holz!«

Am nächsten Tag steht er auf und kündigt bei der Pizzeria Mamma Rosa, wo er als Pizzabäcker arbeitet. Die Pizzeria gehört seinem Cousin dritten Grades. Dieser sagte ihm auch, dass er nach Schwäbisch Gmünd ziehen solle. Eine Stadt voller Mofas. Voller Arbeit. Vater schlägt die Wand seines Bades ein, die nächsten Wochen sägt er Stehtische, schleift sie, baut sie zusammen und lackiert sie bei seinem alten Chef schwarz. Er kauft Hochstühle, die er mit gelbem Leder bezieht. Er schläft auf einer Plastikplane und träumt von den USA. Vor einem Jahr war er dort gewesen. Weil der Cousin dritten Grades aus der Pizzeria Mamma Rosa einen Bruder hat, der in New York auch eine Pizzeria Mamma Rosa besitzt und einen Pizzabäcker brauchte. Drei Monate lang machte Vater genau die gleiche Arbeit wie in Deutschland. Aber an seinem freien Tag sah er die Columbia bei ihrem Start. Mit so viel Getöse, mit großen Rauchschwaden und Feuer unterm Hintern würde Vater auch gerne abheben wollen. Als er in Deutschland dann auf seiner Plastikplane aufwacht, macht er aus Gips einen Columbia-Abdruck. Diesen

hängt er an die freie Wand. Am 5. Mai 1983 ist die Eröffnung seines Imbisses.

So entstand das Columbia.

Währenddessen studiert Mutter klassische Archäologie in Tübingen. Sie ist aber nur drei Mal die Woche dort. Sie pendelt. Ausziehen wollte sie nicht, das ist bei Italienern nicht üblich. Obwohl Mutter sonst immer alles anders macht als üblich, stört sie sich nicht daran. Ihre Eltern müssen sowieso den ganzen Tag arbeiten. Und abends ist ihr Vater mit *Bonanza*-Schauen beschäftigt und die Mutter mit Vorkochen. Was sie aber stört, so sehr stört, dass eine Vene auf ihrer Stirn sichtbar wird: die Pershing.

Es ist der 25. November 1983. Nachts treffen die ersten Pershing-II-Raketenteile auf acht Sattelschleppern im Depot Mutlangen ein. Am 29. November um 3 Uhr 30 werden auf zwölf Sattelschleppern die restlichen Teile geliefert. Seit 1951 sind die amerikanischen Soldaten in Schwäbisch Gmünd. Jetzt werden sie noch länger in Gmünd bleiben. Die Gmünder bauten Baracken weit von der Stadt entfernt für die Soldaten. Doch trotzdem müssen sie sie immer sehen. Und besonders hören. Jeden Morgen bleiben einige Gmünder vor den Kasernen stehen und sehen den Amerikanern zu. Die Kinder schauen besonders aufmerksam. Manchmal winkt auch ein Soldat zurück. An drei Plätzen in Gmünd trainieren die Soldaten morgens. Sie tragen kanariengelbe Jogginganzüge und laufen immer zu zweit hintereinander her. Dazu singen sie in Reimen. »Your left, right, your left-right, left, right, you're 56th Field Artillery Command, you're outta sight! Your one, two, your three-four, what are you looking at me for?« Manche bekommen kaum Luft. Deshalb müssen sie auch dieses Training machen. Die Army-Führung ärgert sich über die nachlassende Kondition ihrer GIs. Denn eini-

ge GIs laufen weit hinter den anderen in Zeitlupe und versuchen vergeblich mitzuhalten.

Mutter demonstriert in einer hundertacht Kilometer langen Menschenkette händchenhaltend mit ihrem Professor für Assyriologie und Hethitologie. Nicht gegen die Soldaten ohne Kondition, sondern gegen die Pershing. Sie demonstriert mit Heinrich Böll und Günter Grass. Bis sie heiser ist, ruft sie: »Petting statt Pershing« und »Unser Mut wird lang, nicht nur in Mutlangen«. Sie ist neunzehn Jahre alt. Ihre Eltern wollen nicht mehr für ihr Studium zahlen, wenn sie den ganzen Tag demonstriert, statt zu lernen, obwohl Mutter ihre Bücher auf der Wiese der Mutlanger Heide liest. Deshalb arbeitet Mutter als Kellnerin im Columbia.

Sie verliebt sich in ihren Chef. In Vater. Weil er so quer, so anders ist, so gegen den Strom schwimmend. Auch wenn es nur im Kleinen ist. Zum Beispiel isst er die Käserinde mit, obwohl auf der Packung steht: »Nicht zum Verzehr geeignet« – der Alltagsrebell. Mutter stach, wie sie stolz erzählt, eine Nebenbuhlerin aus, die aber, wie Vater stets betont, nie eine Konkurrenz gewesen sei. Die Nebenbuhlerin arbeitete auch als Kellnerin im Columbia. Sie hatte riesige Wimpern. Aber Mutter hatte längere. Erzählt mein Vater die Geschichte, blinzelt er hundert Mal in dreißig Sekunden, bis er aussieht, als wäre ihm schwindlig. So versetzt er sich, sagt er, künstlich in die Situation zurück, als er das erste Mal meine Mutter sah.

Das Columbia ist klein. Es haben zwanzig Menschen darin Platz. Wenn man sehr quetscht, vierzig. Vor dem Imbiss steht eine Traube.

»Ihr müsst Schlange sein«, sagt Vater, der von der Küche aus den Andrang sieht, »wir sind hier doch in Deutsch-

land.« Und obwohl wir das sind, spricht Vater nur schlecht Deutsch. Deshalb spricht er mit Mutter nur Italienisch, obwohl sie lieber Deutsch sprechen würde. »What is he sayin'?«, fragt einer, und »English please.«

»Si, si, Zuppa inglese«, sagt Vater.

»I thought you are an Italian American, because of the Columbia«, sagt ein anderer.

»Si, si, Americano«, sagt Vater.

»Stay in line please«, sagt Mutter, und: »Coke and Margherita. Next!« Sie steht an der Kasse, und bei jeder Pizza, die sie in Bestellung gibt, nennt Vater eine Zahl: Tausendvierhundertfünfundfünfzig. Tausendfünfhundert. Tausendfünfhundertzwanzig. Bei zweitausend Mark kommt er aus der Küche raus und streckt die Arme in die Luft und sagt: »Vi amo.« Mutter sagt, er soll es nicht übertreiben, aber er fängt schon an zu singen: »God bless America, land that I love.« Weil er nicht weiß, wie es weitergeht, singt er nur »Nana-na«. Die Soldaten schauen ernst, und ein paar singen weiter: »Stand beside her, and guide her.« Ein paar sitzen vor dem Haus auf dem Bordstein, essen aus dem Karton und wundern sich, wie flach die Pizza ist. »Great«, sagen sie hin und wieder. Ein paar Schwaben sitzen auf den Schößen der GIs und sagen: »Ned schlecht.« Auf Schwäbisch das größte Lob. »Ned gschimpft isch genug globt«, sagt man hier.

Wenn die letzten GIs an den Automaten ihre Münzen zählen und in die Bismarck-Kaserne zurückgehen, will Vater sich trauen. Er wird Mutter fragen, ob sie mit ihm ausgehen möchte. Mutter wischt über das Schild »Every Pizza only 5 Dollar!«

»Domani c'è una corsa al Hockenheimring«, sagt Vater. Morgen ist am Hockenheimring ein Rennen.

»Willst du mich«, sagt er und stockt.

Mutter hört sofort auf zu wischen und umarmt Vater.

»Ich will dich. Nur dich«, sagt sie, und Vater sagt unbeirrt:
»Willst du mich begleiten?«

»Ach so. Das wäre auch schön«, sagt Mutter und löst die Umarmung.

Mutter hat am nächsten Abend ein schwarzes Etuikleid aus Spitze an mit Schulterpolstern und schwarze Pumps mit goldfarbenen Pfennigabsätzen. Vater fragt sich, ob er ihr vor Aufregung fälschlicherweise gesagt hat, dass sie zum Pferderennen gehen.

»Du bist schön wie meine Mutter. Ich meine wie die heilige Mutter Gottes«, sagt Vater. Er hustet.

»Du bist schön, wie nur du es sein kannst«, sagt er schließlich. Mutter lacht und gibt Vater ein Küsschen auf die Wange. Der hält ihr ein Paket hin. Ohrschützer sind darin, weil es laut wird am Hockenheimring. Wie aufmerksam, denkt Mutter.

Er hält ihr die Tür des weißen Fiat Cinquecento auf. Wie altmodisch, denkt Mutter. Vater dreht den Schlüssel im Zündschloss um, aber das Auto springt nicht an. Das passiert manchmal, wenn es zu kalt sei, meint Vater, vergräbt seinen Kopf im Lenkrad und flüstert: »Wenn du jetzt nicht anspringst, steche ich dir die Reifen auf!«

Mutter lacht, und Vater fragt, ob sie Gas geben könne, er würde anschieben. Aber Mutter hat keinen Führerschein.

»Schiebst du dann?«, fragt Vater.

Wie gar nicht aufmerksam, denkt Mutter, und da steht sie und versucht auf ihren Zehn-Zentimeter-Absätzen die Kiste auch nur einen Zentimeter zu bewegen. Sie solle sich mit dem ganzen Körpergewicht dagegenlehnen, ruft Vater aus dem Seitenfenster und gibt Gas. »Ja, jaja, aber pass auf, es ist glatt.« Es klappt, Vater fährt ein paar Meter, er schaut nach hinten, und Mutter ist weg. Mutter liegt im Schnee. Sie ist,



Jessica Guaia

Wie ich in einer schwäbischen Trattoria aufwuchs und trotzdem überlebte

Ein Familienroman

ORIGINALAUSGABE

Paperback, Klappenbroschur, 240 Seiten, 13,5 x 20,6 cm

ISBN: 978-3-328-10046-1

Penguin

Erscheinungstermin: Februar 2017

Schwäbisch Gmünd, 1987. In der Trattoria »Zum Krug« rufen die Gäste nach Weizenbier und Calzone. Tiziana, die Wirtin, ist im siebten Monat schwanger. Da passiert es: Papa Renzo kann gerade noch eine Tischdecke unter seine Frau schieben, und schon ist Jessica auf der Welt. Kaum geboren, gehört sie zur Einrichtung, und eine Zufallsgemeinschaft aus gemütlich-dicken Hausfrauen, Thekenleichen und warmherzigen Ami-Nutten wird ihre große Familie. Sie alle sind dabei, als Jessica laufen lernt, den ersten Kuss bekommt, wie sie Pesto mit Sahne kocht, so wie es die Deutschen mögen – und wie sie immer wieder darüber staunt, welch irrwitzige Wendungen das Glück im Leben so nimmt.



[Der Titel im Katalog](#)